

In der Tiefe

Autor(en): **Bovet, E.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Wissen und Leben**

Band (Jahr): **15 (1914-1915)**

PDF erstellt am: **28.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-750327>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

IN DER TIEFE.

„Junger Mann, lassen Sie sich im Glauben an Europa nicht erschüttern. Die Gehässigkeiten der Journalisten, die Ränke der Diplomaten, ja sogar die Kriege, das alles ist eben so oberflächlich wie ein Sturm auf dem Meere . . . Ja, auf hoher See sind auch die größten Wellen bloß eine Störung der Oberfläche; sie brechen in einander zusammen; in der Tiefe jedoch, da gehen immerfort die Strömungen von einem Meere zum andern; ähnliche Strömungen verbinden auch die Völker, den Politikern zum Trotz.“ So sprach vor fünfundzwanzig Jahren, zum jungen Studenten, der ich war, der edle Deutsche Heinrich Motz, dem so viele in Zürich ihr geistiges Erwachen verdanken.

Wenn ich heute unsere Schweiz betrachte, kommt mir das Bild wieder in den Sinn, und dazu noch die Sage des Königs der Winde, Aeolus, der im Zorne oder zum grausamen Spasse feindliche Winde gegeneinander losließ. Seit Monaten treibt der alte König sein Unwesen in gewissen Redaktionsstuben, im Osten und im Westen des Vaterlandes.

Wenn man da sieht, mit welcher Peinlichkeit alle Geschichten (ob wahr oder weniger wahr) den Lesern mitgeteilt werden, die irgendwie geeignet sind, die Eidgenossen zu entzweien, so fragt man sich, ob die betreffenden Zeitungen für ihre ausländischen Abonnenten oder für die Schweizer geschrieben werden. — Dann hört man wiederum ganz andere Stimmen, die sagen: „Es geht ja alles ganz gut. Noch nie waren wir so einig! Was geht uns der Ausgang des Krieges an, wenn wir bloß unsere Grenzen und unser tägliches Brot behalten? Neutralität heißt Schweigen und immer wieder Schweigen“ Es soll damit, nach einem alten Rezept, auf die bewegten Wasser schweres Öl gegossen werden.

Soweit ich meine eigenen Gefühle und die vieler Freunde aus allen Schichten der Bevölkerung und aus allen Landesteilen kenne, entspricht weder die eine noch die andere Politik dem tieferen Lebenswillen unseres Volkes. Und das soll einmal in wenigen, deutlichen, unoffiziellen Worten ausgesprochen werden.

Nein, den Rassenkampf machen wir nicht mit. Wie sehr einige Schweizer jüngeren Datums ihre Freude daran hätten, *diese* Krankheit haben wir überwunden. Von den so wichtigen materiellen

Interessegemeinschaften und von den historischen Zusammenhängen wollen wir hier absehen; republikanische und demokratische Ideale, Blutverwandtschaften und noch viel mächtigere, selbstgewollte Herzensfreundschaften, tausend sichtbare und unsichtbare Fäden verbinden Welsche und Alemannen. Das weiss jeder Bauer besser als mancher Professor, dem die grauen Theorien der Bücher das Leben verschleiern.

Wenn wir aber so tief einig sind, so ist diese Einigkeit doch nicht Selbstzweck; sie ist ein Mittel zu einem höheren Zwecke. Ein Volk lebt weder von Erinnerungen, noch von Weizenbrot. Es lebt von einem bestimmten Ideal, an dem es jeden Tag arbeitet, dem es jeden Tag Opfer bringt. Und wenn dieses Ideal des Rechtes und der freien Selbstbestimmung irgendwo auf der Welt verletzt wird, da kann und soll die Volksseele nicht schweigen.

In die Schicksale fremder Völker wollen wir uns nicht hineinmischen; doch wollen wir auch nichts vertuschen. Uns kann keine Weltherrschaft irgendeines Volkes gefallen. An den Segen eines aufgezwungenen Friedens glauben wir nicht. Sollten wir uns je vor der materiellen Macht verbeugen, so hätten wir damit unser tiefstes Wesen und unsere Daseinsberechtigung verleugnet. Aus dem Wirrsal der Instinkte *aller* Völker, und der diplomatischen Ränke *aller* Regierungen arbeitet sich langsam die menschenwürdige Freiheit empor. Das ist unser Glaube. Wie könnten wir ihn verschweigen? Er leuchtet ja aus unserer Geschichte und, jedes Jahr, am 1. August, auf unseren Bergen.

Unsere Politiker sprachen ja so gerne und so laut davon bei patriotischen Banketten! Nachträglich schienen zwar einige unter ihnen die eigenen Worte als „Phrasen“ belächeln zu wollen. Ob sie tatsächlich bloß Phrasen machten, weiß ich ja nicht; jedenfalls haben *wir* an die Echtheit ihrer Worte geglaubt, da sie unserem Willen entsprachen; und nun verstehen wir nicht, warum so viele Führer in der ernsten Stunde schweigen . . .

Ja warum? Weil, seit längerer Zeit, unsere Politik die materiellen Aufgaben bevorzugte, auf Kosten der moralischen und eigentlich politischen Probleme. Dem wahren Leiten, d. h. der Schaffung höherer Güter hat man das bloße Herrschen vorgezogen. Wenn man die regionalen Interessen und den Kantönligeist so beständig und so diplomatisch geschont hat, da ist man freilich übel

dran, um plötzlich an die Schweizerseele zu appellieren; werden meine welschen Brüder das nicht einsehen, die heute bloß die alemannische Realpolitik verurteilen?

In der Tiefe jedoch, da lebt die Schweizerseele; sie überflutet die Kantonsgrenzen.

Dieser Kraft, die man so lange schlummern ließ, soll man endlich wieder ein hohes Ziel geben. Gewiss, ohne Kämpfe wird es nicht gehen. Glaubt man aber, dass unsere Nachbarn nach dem Kriege nicht tiefe innerpolitische Wandlungen erleben werden? Und wir sollten allein in einem bereits überholten Zustand beharren?

Die schon alte Forderung eines staatsbürgerlichen Unterrichtes hat in letzter Zeit, dank den Bemühungen des Herrn Ständerat Wettstein, einige Fortschritte erzielt; doch wie langsam! Man kann sich des Gefühls nicht erwehren, dass die Forderung auf einen stillen Widerstand stößt. Ganz begreiflich. Ein richtiger staatsbürgerlicher Unterricht wird die Notwendigkeit einer weiteren Entwicklung unseres Staatswesens erweisen; und davon wollen diejenigen nichts wissen, die in unserer heutigen Erstarrung sich zu Autoritäten versteinert haben. Und doch werden wir es erzwingen, und um eine höhere Verwirklichung des *nationalen* Gedankens ringen. An diesem Problem gemessen, sind alle unsere Parteien veraltet, und sind Streitigkeiten wie die über Splügen — Greina oder über den Proporz einfach lächerlich.

Sehen unsere Politiker diese Notwendigkeit nicht ein, so wird eine *nationale Partei* entstehen müssen, die, an frühere große Zeiten anknüpfend, unserer Schweiz denjenigen Weg bahnt, der allein zur moralischen Einheit führt. Der Tag ist noch nicht da, ein Programm aufzustellen; der Krieg soll zuerst beendet werden; seine bitteren Erfahrungen bringen ja noch manche Erkenntnis und wecken manches Gewissen. Heute drücken wir bloß den bestimmten Willen aus: unsere Einheit darf nicht aus vorsichtig und künstlich zusammengeklebten Stücken bestehen; sie soll eine organische und schaffende sein. Mögen auch an der Oberfläche Ostwind und Westwind hohe Wellen gegen einander aufpeitschen, in der Tiefe gibt es nur *eine* Strömung: der Wille zur Schweiz, als Ausdruck und Verwirklichung des Rechtes und der Freiheit im künftigen Europa.

ZÜRICH

E. BOVET